

WALDORFSCHULE

Eine Schmiede guter Menschen

Als Alternative zu Leistungsdruck und Pisa-Stress an staatlichen Schulen ist die Waldorfpädagogik heute gefragt wie nie.

VON Martin Spiewak | 17. Februar 2011 - 07:00 Uhr

© Charlotte Fischer



Vier Waldorfschülerinnen experimentieren an einer Dampfmaschine

Diese Schulen sind ein starkes Stück. 35 Kinder drängen sich hier im Schnitt in einem Raum. Selbst nach zwei Jahren können viele Schüler noch nicht lesen. Die Lehrer der ersten acht Klassen verfügen in der Regel über keine wissenschaftlich anerkannte Ausbildung. Stattdessen folgt ihre Pädagogik den Ideen eines Mannes, der selbst kinderlos blieb, niemals länger vor einer Klasse stand, an die Wiedergeburt glaubte und predigte, ein Lehrer müsse die vorherigen Existenzen seiner Schüler ergründen. Eigentlich dürfte es kaum Eltern geben, die ihre Kinder auf eine solche Schule schicken. Eigentlich sollte man annehmen, dass ihre Schüler kaum etwas lernen. Eigentlich müsste jede Bildungsbehörde diesen Schulen von vornherein die Genehmigung versagen.

In diesem Fall ist alles etwas anders.

Im September 1919 gründete der Vortragsreisende Rudolf Steiner für die Arbeiterkinder der Stuttgarter Zigarrenfabrik Waldorf-Astoria eine Schule. Heute findet man Waldorfschulen in allen größeren deutschen Städten, jedes Jahr kommen neue hinzu. Zwar machen die »Waldis« im staatlich geprägten Schulwesen Deutschlands nur ein Prozent der Schülerschaft aus. Die Ausstrahlungskraft der Waldorfpädagogik reicht aber weit darüber hinaus. Denn sie spricht besonders bildungsbewusste Familien an, hierzulande wie auch international. Mehr als 1000 Schulen weltweit berufen sich auf Steiner. Seine Ideen gehören zu den bedeutenden Exportartikeln deutscher Bildung, neben jenen Wilhelm von Humboldts für die Universität und Friedrich Fröbels für den Kindergarten.

Jeden Morgen rufen die Schüler Gott und die Sonne an

Was steckt hinter der wohl erfolgreichsten pädagogischen Reforminitiative des 20. Jahrhunderts? Warum können nahezu alle Waldorfschulen weit mehr Anmeldungen zählen, als sie Plätze haben? Und das, obwohl die Eltern Schulgeld zahlen müssen und regelmäßig zum Putzdienst eingeteilt werden. Und wie viel von Steiners Weltbild steckt noch in den Schulen?

© ZEIT-Grafik



Es ist halb acht, Berlin liegt noch im Morgengraue. An diesem Tag hat Maja Junge Dienst am Haupteingang der Freien Waldorfschule Kreuzberg und erwartet die Schulgemeinde. Erstklässler mit ihrer Mutter an der Seite, Aktentaschen tragende Kollegen, Jugendliche mit Stöpsel im Ohr: Hunderte ziehen an der jungen Lehrerin vorbei, jeden Einzelnen begrüßt

sie mit einem Handschlag. Wenig später wiederholt die Lehrerin das Willkommensritual in ihrem eigenen Klassenraum, verbunden mit persönlichen Worten.

»Ich bin etwas Besonderes« und »Wir gehören zusammen«, mit dieser doppelten Botschaft beginnen die Schüler ihren Tag. Fast eine halbe Stunde verwendet Maja Junge darauf, ihre Schüler in die Waldorfwelt zu entführen. »Ankommen« nennt die Lehrerin das. Eine Kerze verbreitet schummeriges Licht, wenn die Mädchen und Jungen der dritten Klasse Lieder singen, Gedichte rezitieren und, blockflötend ihrer Klassenlehrerin folgend, durch die Tischreihen ziehen. Wie die Zwerge hinter Schneewittchen her. Am Ende der Choreografie rufen die Kinder Gott und die Sonne an, so wie es Rudolf Steiner im täglichen Morgenspruch vorgesehen hat.

Erst dann lässt Maja Junge die Vorhänge zurückziehen, und der eigentliche Unterricht beginnt. Grammatik steht an diesem Vormittag auf dem Lehrplan, so wie gestern und so wie morgen. Drei bis vier Wochen am Stück beschäftigt sich die Klasse mit einem Thema, Epoche genannt. Bücher gibt es keine, ebenso wenig die anderswo obligaten Aufgabenkopien. Die Kinder erarbeiten sich den Stoff selbst, mit dem ganzen Körper. Satzzeichen werden gesungen, Zahlen getanzt, Buchstaben herumgetragen und in Schönschrift im Epochenheft notiert. Natürlich nur mit Wachsmalstiften, die jedes Kind in einem selbst genähten Täschchen verwahrt.

Die Waldorfwelt ist freundlich, weich und geordnet. In ihr hausen – noch lange nach der ersten Klasse – Feen, gute Hexen und biblische Propheten. Sie meidet grelle Farben und harte Winkel, kennt weder Zensuren noch Sitzenbleiben. Kein Schüler muss die Schule verlassen, weil er Leistungsansprüche verfehlt. Bis zuletzt bleibt die Klassengemeinschaft zusammen.

Dieses pädagogische Paralleluniversum zieht längst nicht mehr nur überzeugte Steiner-Anhänger an, die bei einer Eurythmie-Aufführung den »Ätherleib« des Tänzers schweben sehen. In der Kreuzberger Waldorfschule dürften sie klar in der Minderheit sein. Hier vermählt sich die linksalternative Szene mit dem Bildungsbürgertum. Die meisten Eltern sind Akademiker, viele künstlerisch interessiert und finanziell nicht in Not. Menschen wie Thomas Rechlin zum Beispiel, ein 47-jähriger Kaufmann, der für die Schule die Finanzen mitverwaltet. Übersinnliches ist ihm fremd, nach dem Sinn vieler Dinge sollte man jedoch häufiger fragen, sagt er – gerade in der Schule, in der es für ihn um mehr gehen muss, »als Stoff zu pauken und die Kinder für den Lebenskampf zu rüsten«.

Sein Sohn Jonas hat wie die meisten seiner Klassenkameraden bereits den Waldorfkindergarten besucht. Die Sorge der Erzieher um jedes einzelne Kind hat den Vater beeindruckt. In der Schule fand er sie wieder. »Ich sag es einmal pathetisch: An unserer Schule steht der Mensch im Mittelpunkt«, sagt Rechlin. Spricht er von der »Staatsschule«, dann fallen Wörter wie »Drill« und »Selektion«.

Die aufgeheizte Post-Pisa-Debatte treibt den Steiner-Schulen neue Schüler zu. Angesichts unzähliger Reformen erscheint manchen das einstige Experiment Waldorf wie ein Hort der Stabilität. Viele Waldorfschulen berichten, dass sie nach dem Ende der Grundschulzeit eine neue Klasse eröffnen könnten: mit Flüchtlingen aus dem staatlichen System, die dem Leistungsdruck der verkürzten Gymnasialzeit entkommen wollen.

Die Steiner-Pädagogik verspricht dagegen, den Kindern »ganzheitlich«, »individuell« und »integrativ« zu begegnen. Alle drei Sehnsuchtsörter im aktuellen Bildungsdiskurs erscheinen auf der Homepage der Kreuzberger Waldorfschule gleich auf der ersten Seite. Dazu Bilder von Schülern, die musizieren, Theater spielen und Ton kneten. Wer das weitläufige Schulgelände betritt – mit seinen Bäumen und Werkstätten, dem Kindergarten und dem Hort –, wähnt sich in einem grünen, beschaulichen Dorf mitten in einem grauen und lauten Großstadtkiez.

In Kreuzberg hat sich Rechlin auch andere Schulen angeschaut. Das raue Klima dort ließ ihn um seinen Sohn fürchten: »Ich hatte Angst, dass Jonas da etwas auf die Mütze bekommt.« Rechlin nennt es die »Rütli-Angst«. Auch an Waldorfschulen lernen Einwandererkinder, in Kreuzberg sogar recht viele. Doch sie können auf bildungsbewusste Eltern zählen, wie jenen Vater aus Bangladesch, der beim Aufnahmegespräch sagte, er wolle nicht, dass sein Sohn unter lauter türkischstämmigen Jungen der »einzige Ausländer« sei.

Für die soziale Exklusivität nehmen die Eltern nicht nur die drei »Bs« der Mitwirkung – Backen, Bauen, Blechen – in Kauf, sondern ebenso den Vorwurf, einer Art Sekte anheimgefallen zu sein. Thomas Rechlin treibt das nicht um. Einmal hat er ein Buch von Steiner begonnen. Mühsam fand er den Text, an vielen Stellen unsinnig. Er hat es bald aufgegeben. »Im Schulalltag spielt all das zum Glück keine Rolle«, da ist er sich sicher. Tatsächlich gibt es an Waldorfschulen kein Fach Anthroposophie. Das hat schon Steiner ausgeschlossen. Er forderte von den Lehrern jedoch, seine Lehre »organisch in den Unterricht hineinzubringen«.

Wo sieht man die Spuren Steiners in Ihrem Unterricht, Frau Junge? »Nirgendwo«, sagt die Lehrerin und: »überall«. Es komme darauf an, was man von der Waldorfpädagogik wisse. Vor Beginn der Deutschstunde hat sie zum Beispiel einen zwölfzackigen Stern an die Tafel gemalt hat. Seine Spitzen zieren Buchstaben. Die Kinder sehen nur eine leuchtende Zeichnung, die Schülern das Alphabet näherbringt. Eingeweihte erkennen dagegen sofort den tieferen anthroposophischen Sinn. Organe, Charaktereigenschaften, Jahreszeiten, Himmelskörper: Nach Steiner steht alles irgendwie in Beziehung zueinander, so auch die Konsonanten zu den Planeten. Durch den Stern an der Tafel sollen die kosmischen Kräfte ihre inspirierende Wirkung auf die Kinder entfalten. »Ich lasse dieses alte Wissen im Klassenraum leben, ohne dass wir darüber sprechen«, sagt die Lehrerin.

Angehende Lehrer studieren Steiners Glaubenssätze in jedem Kurs

Als Anthroposophin möchte sich Junge nicht bezeichnen, sagt sie. Aber acht Jahre Ausbildung, erst zur Klassenlehrerin, dann zur Eurythmistin am Institut für Waldorfpädagogik in Witten-Annen bei Dortmund haben sie geprägt. Wer hier studiert, trifft auf Steiner in jedem Kurs. Egal, ob es gerade um Mathematik, Geschichte oder Deutsch als Fremdsprache geht: Immer stehen seine Werke auf der Leseliste. Im Kurs Naturkunde werden Pflanzenmetamorphosen nicht nur beschrieben, sondern auch »meditiert«. Und wer möchte, kann seine Diplomarbeit über die »Hierarchie der Engel bei Rudolf Steiner« verfassen.

Gleichzeitig predigen die Dozenten immer wieder, man dürfe aus den anthroposophischen Lehren kein Dogma machen. »Steiner selbst hat gesagt, man solle alles kritisch prüfen, was er geschrieben hat«, betont Gerd Kellermann, der so etwas wie der Sprecher des Instituts ist, das wie alle Waldorfeinrichtungen keinen Leiter hat, sondern kollegial geführt wird.

Eine wissenschaftliche Ausbildung, wie sie das Grundgesetz eigentlich auch für Lehrer von Privatschulen verlangt, wird daraus noch nicht. Steiner-kritische Literatur fehlt im Lehrplan, didaktische Fachzeitschriften sucht man in der Bibliothek vergeblich. Nur einer der zwanzig Dozenten trägt einen Dokortitel. Es ist ein bisschen wie in der Pädagogenausbildung des 19. Jahrhunderts: Lehrer unterrichten zukünftige Kollegen, in Witten-Annen mit viel persönlicher Zuwendung und Erfahrungswissen, aber ohne Bindung an die etablierte Pädagogik. Dafür singt man viel gemeinsam und lernt, schöne Tafelbilder zu malen. Einer Schwestereinrichtung des Wittener Instituts, der Freien Hochschule Mannheim, versagte der Wissenschaftsrat Anfang dieses Monats die Anerkennung.

Die Ausbildung in Witten oder anderswo macht aus ihren Studenten aber keine Jünger, eher solide Handwerker für die Waldorfwerkstatt. Im späteren Schulalltag schleift sich zudem vieles ab. Steiner teilte die Menschen in Sanguiniker, Phlegmatiker, Melancholiker und Choleriker ein und forderte, die Typen in der Klasse nebeneinanderzusetzen und den Unterricht auf sie zuzuschneiden. So sollte der Sanguiniker im Fach Musik ein Blasinstrument spielen, der Melancholiker dagegen lieber geigen. Maja Junge hält von der Temperamenten-Lehre wenig: »Im Unterricht hilft sie mir nicht weiter.«

Viele Schulen gehen mit dem Steiner-Erbe pragmatisch um

Vermutlich ist ein solcher Pragmatismus inzwischen weit verbreitet und die Versteinerung vieler Kollegien zurückgegangen. Laut einer neuen, bislang unveröffentlichten Studie des Düsseldorfer Erziehungswissenschaftlers Heiner Barz sind nur 13 Prozent der Waldorfschüler in der von Steiner gegründeten Kirche konfirmiert, der Christengemeinschaft, stammen also aus Anthroposophenfamilien. Zwar geben 65 Prozent der befragten Jugendlichen an, sie würden die Ideen kennen, die hinter der Pädagogik ihrer Schule stecken. »Konkret konnten sie aber nicht viel mehr als den Namen Steiner nennen«, so Barz. Die Mehrzahl Ehemaliger sei laut Barz gegenüber der Anthroposophie sogar »indifferent, skeptisch bis negativ« eingestellt. Gleichzeitig zeigten sich die Waldorfschüler

zufriedener mit ihrer Schule als Gleichaltrige aus staatlichen Einrichtungen. Sie haben weniger Schulangst, finden den Unterricht interessanter.

Auch die populäre Annahme, Waldis seien am Ende ihrer Schulzeit zwar kreativ, hätten aber ansonsten nicht viel gelernt, stimmt wahrscheinlich nicht. Beim Zentralabitur in Nordrhein-Westfalen schneiden Waldorfschulen zwar etwas schlechter ab als die staatlichen Gymnasien, aber besser als andere Gesamtschulen. Für Österreich hat das Bundesinstitut für Bildungsforschung Bifie Pisa-Daten in den Naturwissenschaften miteinander verglichen. Dabei kam heraus, dass Waldorfschüler – auch wenn man ihre bessere soziale Herkunft berücksichtigt – mit ihren Leistungen im nationalen Schnitt liegen. Ihre Lernmotivation jedoch liegt bedeutend höher.

Noch steht die unabhängige Waldorfforschung am Anfang. Der Mainzer Pädagoge Professor Heiner Ullrich, einer der wenigen Kenner der Szene, findet in den Schulen immer noch ein »beträchtliches Maß an weltanschaulicher Geschlossenheit«. Gleichzeitig betont er, jede Einrichtung sei ein »Kosmos für sich«. Waldorfschulen arbeiten selbstständig und sind nur den eigenen Lehrern und Eltern rechenschaftspflichtig. Kein staatlicher Schulrat schaut vorbei, der Bund der Freien Waldorfschulen in Stuttgart setzt bei Gründung nur die Standards. Später mischt er sich nicht mehr ein.

In allen Waldorfschulen beobachtet man erstaunliche historische Kontinuitäten. Den Jupitertag zum Beispiel, vulgo Donnerstag, sah Steiner für Lehrerkonferenzen vor, und nicht nur in Kreuzberg hält man sich daran bis heute. Jede dritte Klasse beginnt mit der Geschichte von Adam und Eva, in der Oberstufe liest man wie in den zwanziger Jahren den *Parzival*. Andererseits zeigen sich viele Waldorfschulen experimentierfreudig. In Mannheim spezialisieren sie sich auf Migranten, in Kreuzberg auf Förderschüler. Fünf Kinder mit einem Handicap sitzen in der Klasse von Maja Junge, die dafür Unterstützung von einer Sonderpädagogin erhält.

Alle Schüler müssen einige Wochen auf einem Bauernhof arbeiten

Selbst das bislang geheiligte Klassenlehrerprinzip gilt nicht mehr ungefragt. Von der ersten bis zur achten Klasse begleitet Junge ihre Schüler. Neben den Eltern kennt niemand die Kinder so gut wie sie. Junges Zeugnisse sind Charakterstudien. Aus solcher Verbundenheit kann jedoch aufdringliche Nähe werden, aus Stetigkeit Stümperei. Klassenlehrer müssen – außer in den Fremdsprachen – alle Hauptfächer selbst geben, von denen sie jedoch keines in einem Fachstudium vertieft haben. Sie müssen sich das Wissen selbst erarbeiten und sind ihren Schülern fachlich mitunter kaum mehr als eine Stunde voraus.

Nähert sich die Pubertät, häufen sich in dem »entgrenzten« Verhältnis von Lehrern und Schülern (Heiner Ullrich) zudem die Probleme. In den ersten Jahren sei ihre Klassenlehrerin wie »Gott« gewesen, erinnert sich die 18-jährige Charlotte Streffer. In den oberen Klassen war es dann mit der Harmonie vorbei. Viel mehr Kritisches fällt der redegewandten Oberstufenschülerin mit dem Stoppelhaarschnitt trotz langem Nachdenken

aber nicht ein. Dafür unzählige Erlebnisse, die sie immer mit ihrer Schule verbinden wird: das Forstpraktikum, als die Klasse Bäume fällt; die drei Wochen bei einem Bauern in Brandenburg – »noch nie hatte ich so viel körperlich gearbeitet« –; den Schüleraustausch mit Moskau, die Klassenreise auf einem Traditionssegler auf der Ostsee.

Über Steiner hätte Streffer übrigens gern mehr erfahren. Warum mussten zum Beispiel alle Schüler von der fünften bis zur zwölften Klasse in wallenden Gewändern Eurythmie tanzen? »Erklärt hat uns das niemand.«

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/2011/08/Waldorfpädagogik>